

Verlag Bibliothek der Provinz

Louis Mahrer

BORA

Erzählung

Mit einem historischen Kommentar
von Robert Streibel

Louis Mahrer

BORA

Erzählung

Mit einem historischen Kommentar

herausgegeben von Robert Streibel

ISBN 978-3-99028-556-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlag: Gedenkstätte für die Opfer des Massakers in Kraljevo 1941.

Foto: Robert Streibel

INHALT

| | |
|--|-----|
| SERBIEN <i>Gedicht</i> | 9 |
| BORA | 11 |
| Robert Streibel | |
| EIN VERHEISSUNGSVOLLER BLICK | |
| Die schwierigen Rezeptionsbedingungen der Erzählung <i>Bora</i> | |
| von Louis Mahrer | 123 |
| Ist <i>Bora</i> eine erfundene Geschichte?..... | 127 |
| Wann und wie entstand die Erzählung <i>Bora</i> ? | 131 |
| »Die Geschichte hat ihn gequält.« | 135 |
| Zur militärischen Bedeutung des Widerstandes | |
| von zwei Horchfunkern | 143 |
| Die ergebnislose Suche nach Gerhard Chmiel | 150 |
| Louis Mahrer: Von der Literatur zur Germanistik | 152 |
| Erste literarische Versuche | 154 |
| Die Familie von Louis Mahrer | 157 |
| Der Soldat Louis Mahrer | 163 |
| Leben nach 1945: Der Briefwechsel mit Elfi und Willi Glass | 168 |
| Der Lehrer Louis Mahrer | 172 |
| Titoismus & KPÖ | 175 |
| Das Arbeitsjournal 1939 bis 1945: Ein Überblick | 181 |
| Alois Mahrer: Arbeitsjournal 1939–1945 | 184 |

SERBIEN

Frühsommers Grün, Gebirg und Land.
Ein leiser Wind erklingt in Pappelzweigen.
Im Maisfeld sich die dunklen Frauen neigen,
Ihr rotes Tuch ist wie ein Brand.

Ins tiefe Joch beugt sich das Rind
Und karrt zum Markt die erste Frucht.
Des Maulbeerbaumes Schatten sucht
Zum Schlafe ein Zigeunerkind.

Es blendet weiß und rot das Haus
Aus kleinem Garten, der voll Rosen blüht.
Wie Nacht aus irdnem Krüge glüht
Der süße Wein betrunken Augs heraus.

Wilder im jähen Anstoß des Sturmes
Tanzen die Schwerter des Kukuruz,
Die dunkelgrünen, dichtgedrängten.

Ächzet das Schöpfrad. Des Himmels Schwefel
Fällt in die angstvollen Spiegel des Flusses.
Es rauschen die Kronen.

Keuchend dem Haus zu flieht Ljuba und schwärzer
Senkt sich die Wolke! So voll Verhängnis
Lastet der Tod über Serbien.

In dunkler Nacht rollten die Räder durch ungarisches Land, ihr eilendes Pochen erfüllte den Waggon und das langsame, ziehende Atmen und Schnarchen der Fronturlauber lag schwer darüber. Plötzlich wurde das Hämmern auf den Schienen heller und weniger hastend und Alfred Kroneck erwachte davon in seiner Ecke. Sein Körper schmerzte von der harten Bank und der unbequemen vornübergebeugten Haltung des Kopfes. Er dachte: »Eine Brücke, eine lange Brücke – hier könnte die Save sein!« Dann lehnte er den Kopf wieder an die Wand zurück und versteckte ihn unter dem Soldatenmantel, um weiterzuschlafen. Da war auf einmal ein starkes Brausen und Zischen um den Zug, es klapperten die Bretter, die die zerbrochenen Fenster ersetzten, das Blech des Wagendaches dröhnte und durch die Ritzen, besonders von der Tür her, drang ein eiskalter Luftstrom in den Dunst des überfüllten Wagens. Das Pfeifen und Heulen wuchs von Minute zu Minute, es klapperten die Zähne vor Kälte, so dass niemand mehr schlief und zahlreiche Flüche im Dunkel laut wurden: »Verdammte Bora!«

Man hielt in einer Station. Der Orkan schien zu wachsen, ein gewaltiges Heulen und Sausen, ein Krachen und Bersten erfüllte die Nacht. Einige Lampen schaukelten wild über dem Bahnhofsgelände, das völlig menschenleer war. In einem Zug auf dem Nebengeleise brüllten Rinder. Man gefror zu Eis.

Plötzlich Stille. Der Mond trat aus den Wolken und legte sich über ein ebenes Land, durch das man mit geringer Geschwindigkeit dahinfuhr. Ab und zu leuchteten weiße Hauswände auf mit kleinen Fenstern. Große, reiche, schlafende Dörfer glitten vorüber, überragt von den dunklen Massen der Birn- und Kirschenbäume hinter den Höfen. Lange Arme einsamer Brunnen warfen gespenstige Schatten und ab und zu huschten, wie die weißen Gerippe toter Tiere, die mondbeschienenen Trümmer zerstörter und aus den Schienen geworfener Lokomotiven und Waggons vorbei. Man war in Jugoslawien.

Alfred Kroneck versuchte wieder zu schlafen. Es war noch weit bis Belgrad! Erst am Morgen sollte man ankommen. Es war auch gleichgültig, wann man dort war, denn man sehnte sich nicht nach der Truppe. Er schloss die Augen, wollte an nichts denken, aber wirre Fetzen von Erinnerung stellten sich ein und er hatte nicht die Kraft, sie zu verscheuchen, obwohl sie ihn quälten.

Er sah sich über den Exerzierplatz gehetzt, von einer Schar von Ausbildnern wie von einer Meute umbellt, er erblickte die bretonische Stadt am Meer mit ihrer Felsenküste und den besoffenen Offizier, der die hohe Kaimauer hinuntergestürzt war, er erkannte das Steinfeld, das einst Compiègne gewesen war, bis deutsche Bomber es zu einem Grabhügel für viele tausend Menschen gemacht hatten, er sah zerlumpte polnische Kinder einen Zug entlang laufen und »Brooot – biite Brot« schreien und hörte die Stimme eines Leutnants, eines mecklenburgischen Volksschullehrers, dazwischen, der sagte: »Dass mir keiner diesen Tieren zu fressen gibt!« Dann kam ihm wieder das Bild eines Pariser Bordells vor Augen, wo man schweinchenblonden, kichernden Feldwebeln die »vingt-quatre poses de faire l'amour« vorführte, und die Szene vom Bahnhof von Winniza, wo man ukrainische Bauernmädchen in Viehwagen gesperrt hatte, um sie in die deutschen Rüstungsfabriken zu führen. Die alten Väter hingen an den Gitterstäben und glitzernde Bäche strömten über ihre Wangen und hingen wie Perlen in ihren schönen, silbernen Bärten. Da gingen Posten den Zug entlang und schlugen mit Gewehrkolben auf die Vaterhände, die sich an die Kleider ihrer Kinder klammerten. Dann rollte der Zug nach Westen und die östliche Sonne verfinsterte sich.

Darauf fiel ihm der letzte Tag in Wien ein, als er bei seinem Freund, dem Maler, im Atelier saß und hörte, dass in dessen Propagandakompanie in Witebsk fast nur Hitlergegner seien, die Journalisten ausgenommen, die Berichte von Heldentaten fabrizierten, ohne sich der Front zu nähern. Er sah dann plötzlich einen fein säuberlich aufgeschichteten Berg von Knochen und Totenköpfen in den Katakomben von St. Stefan vor sich, unter dem sie zwei Maschinenpistolen und ein Päckchen Munition verborgen hatten, die der Maler aus Russland »für den Fall einer Revolution« mitgebracht hatte. Hernach saßen sie wieder oben unter dem Dach und tranken herrlichen Chartreuse und zählten

sich zum hundertsten Male alle Symptome eines baldigen Zusammenbruchs der deutschen Herrschaft über Europa und Österreich auf.

Dann aber stand er doch auf dem Ostbahnhof und seine Frau wiederholte ununterbrochen und mit mühsam beherrschter Stimme: »Komm wieder – dass dir nichts passiert! Du!« Ihm presste es die Kehle zusammen. Er drückte sie an sich und brachte kaum ein Wort hervor: »Leb wohl!«

Bis Wiener Neustadt hatte er die Strecke gekannt, dann war sie ihm fremd geworden. Er fuhr zum ersten Mal in den Südosten, da er bisher meistens in Deutschland stationiert gewesen war. Er war Funker, ausgebildet zum Abhören feindlichen Truppenfunks, das heißt jener kleinen Funkstationen, mit Hilfe deren sich die militärischen Stäbe, die Armeen, Divisionen, Panzerbrigaden u. ä. verständigten. Dies geschah in jeder Wehrmacht in Form von verschlüsselten Radiogrammen, die der Gegner mithörte und zu entschlüsseln versuchte, um daraus Erkenntnisse über die »Feindlage« zu gewinnen. Außerdem suchte man die Funkstellen zu peilen, um aus ihren Stammorten auf die natürlich immer ganz in der Nähe befindlichen Stäbe zu schließen. Diesem H-(Horch-)Dienst maß die deutsche Führung hohe Bedeutung bei, da sie im Kampf gegen Frankreich und auch in den ersten Wochen des Krieges gegen Russland damit überraschende Erfolge erzielt hatte.

Alfred Kroneck war zu einer neuen Einheit auf den Balkan versetzt worden, weil er sich bei der alten politisch verdächtig gemacht hatte. Der Chef, ein Major Hemke aus einer altpreußischen Offiziersfamilie, hatte vom »Spieß« geheime Meldung erhalten (die der Schreiber allerdings durch die Tür mitgehört und dem Betroffenen mitgeteilt hatte), dass der Obergefreite Alfred Kroneck (»der mit der Brille und den vielen Büchern im Spind, Herr Major«), durch sein Gerede zersetzend wirke. – Was er gesagt habe? Nun, Genaues könne man nicht sagen, aber über den Sturz Mussolinis zum Beispiel erzählte er, eine alte Milchfrau hätte ihm auf die Frage, was sie dazu sage, dass der Duce weg sei, treuherzig geantwortet: »Nun, ein Anfang ists halt!« Die ganze Stube (»mit Verlaub, Herr Major, es liegen 24 Mann darin«) hätte hell gelacht darüber.

So saß also des Duce und der Milchfrau wegen Alfred Kroneck im Zug nach Belgrad und wartete, bis es Morgen würde. Es war so kühl,

dass man nicht mehr schlafen konnte. Es brannten die Augen, man hatte ein Gefühl der Unreinheit und eine starke Sehnsucht nach dem Waschen und Rasieren und einem darauf folgenden guten Frühstück.

Endlich dämmerte es. Aus den Häusern der großen Dörfer der fruchtbaren, jetzt aber herbstlich kahlen Ebene der Saveniederung stieg Rauch. Man sah an den Brunnen Weiber mit dicken nackten Füßen, die das Vieh tränkten. Es waren Deutsche, die hier siedelten, wo die Erde am fettesten war, durchwegs reiche Bauern mit einer altertümlichen Sprache.

Belgrad, wann kommt Belgrad?

Endlich rollt der Zug langsam in das vielfach zerstörte Gelände des provinzmäßigen Bahnhofs. In einem dichten, graugrünen Strom drängen viele hundert Soldaten vom Bahnsteig durch einen eisenvergitterten Durchgang auf den freien Platz. Die schweren Stiefel der genagelten Bergschuhe scharren auf dem Pflaster, die Augen blicken stumpf und misstrauisch aus den braunen, müden und unrasierten Gesichtern. Einige Feldwebel mit Lederärschen und weißen Armbinden brüllen abwechselnd: »Zur Frontleitstelle rechts – das hohe Haus!« »O.T. – links zu den Baracken!« »Marine – mir nach!« Zerrissene, zerlumpte halbwüchsige Buben umkreisen wie Fliegen den schwitzenden, stummen Menschenstrom und flüstern einzelnen zu: »Verkaufen – nix?« »Zigaretten – extra prima – dvesta dinara.« Alfred Kroneck weiß nicht, was die zerrissenen, bloßfüßigen und dünnen Kinder des Elends von ihm kaufen wollen. »Decken wollen sie, Schuhe, Hemden, Munition, alles kaufen sie, alles!«, brummt ihm sein Nebenmann zu, der anscheinend ein alter Balkankrieger ist, »um es teuer weiterzuverkaufen! 3000 Dinar geben sie für einen gewöhnlichen Militärkotzen, 8000 und 9000 für eine bunte bosnische Decke, die man irgendwo mitgehen hat lassen.« »Und wozu?« »Sie verkaufen alles weiter – an die Tschetniks in Serbien oder an die Partisanen in Montenegro oder Kroatien!«

Das Gespräch hätte Alfred interessiert, aber da ist die Frontleitstelle in einem hohen, modernen Haus, das von den Zerstörungen ringsum verschont geblieben ist. Ein riesiges Gedränge – niemand findet sich zurecht. In einem großen, düsteren Saal voll stinkenden Rauchs und dem penetranten Geruch von Leder, Schweiß und ungewaschener

Wäsche, den die »Landser« nicht losbringen, ist kaum ein Platz an den langen, schmutzigen Tischen zu finden, an denen Hunderte ihren Schwarzen trinken, ihre Marschverpflegung kauen, Karten spielen oder, den Kopf auf die Arme gestützt, schlafen. In der hintersten Ecke sind zwei Schalter, wo die Urlaubsscheine gestempelt werden und Auskunft über den Standort der Truppe zu erhalten ist. Nach zwei-stündigem Warten in einem atembeklemmenden Gedränge ist Alfred im Besitz seines Bescheids: »Morgen früh, sechs Uhr 15, Schnellzug bis Stalać, weiter Schmalspur bis Vrnjačka Banja – Mittelserbien.« Alfred ist froh, diese Erledigung endlich erreicht zu haben, als er mit Schrecken feststellt, dass man ihm inzwischen seine Decke vom Rucksack gestohlen hat. »Ja«, lachen die Umsitzenden, »hättest aufpassen sollen – die verf... heut Nacht einer!« Alfred ruft voll Zorn: »Damit so ein Schwein bei einer Hure sein kann, muss ich mich einsperren lassen!« Es hört ihm aber niemand mehr zu, denn der Kameradschafts-diebstahl ist hier auf dem Balkan etwas Alltägliches, da hier von nichts als von den Preisen der Decken, Pistolen, Schuhe, Hemden, von Wein, Sliwowitz und Raki, von Zigeunerinnen und Dirnen unter den Soldaten die Rede ist und dazwischen, ärgerlich, mit einem Unterton von Angst, von den Partisanen, den gottverfluchten, die einem die Freude am Dasein in dieser schönen, warmen, wein- und freudenreichen Gegend verderben.

Alfred gibt sein schweres Gepäck, es sind wieder Bücher zwischen den Hemden und Unterhosen, in der Aufbewahrung ab. Nur das Gewehr wird nicht aufgenommen. Er schultert es und zieht in die Stadt. In den Schaufenstern sieht er wertlosen Kram, billige Parfüms, schlechten Puder, minderwertigen Kitsch aller Art – Importware aus Deutschland als Gegenleistung für Fleisch, Mais, Getreide, Wein und für das kriegswichtige Kupfer aus Bor. Man steigt rasch einen Hügel hinan und steht plötzlich auf einer langen, breiten und belebten Straße, der Hauptgeschäftsstraße Belgrads und vor dem schlanken, hellgrün getäfelten Hochhaus. Kinos sind rundherum, Kaffees und Nachtlokale, alle voll deutscher Zivilbeamter, Gestapoagenten, Wirtschaftsexperten, voll Serben, die von besten Pariser Schneidern gekleidet sind und die ihre aromatischen Zigaretten mit Tausenddinarscheinen entzünden. Auf der

Straße sind unzählige Bettler, Zigarettenhändler, Dirnen aller Preislagen, drinnen aber konversieren die Tabakhändler und Großgrundbesitzer, die Grubenaktionäre und Zeitungschefs mit ihren hier gar nicht so hochmütigen und rassistisch überlegenen Berliner und Wiener Freunden von der deutschen Südostbank, von der Kreditanstalt, von der DDSG, von den »Belgrader Nachrichten« usw.

Für den einfachen Soldaten sind diese Lokale nicht. Er geht ins Soldatenheim, entweder ins obere, das den Namen »Prinz Eugen« trägt, oder ins untere und trinkt dort ein dünnes Bierchen, den unvermeidlichen, völlig geschmacklosen Schwarzen, bekommt vielleicht auch Marmeladebrot, wenn er Glück hat, darf eine Frontzeitung lesen, die vorne die letzte Goebbels-Rede und rückwärts ein möglichst wenig bekleidetes süßes deutsches Mädchen zeigt und kann nach einer Stunde, von der Langweile vertrieben, seine endlose und stumpfsinnige Wanderung durch die Straßen der Stadt wieder aufnehmen und dabei jedes Mal halb ohnmächtig werden, wenn eine Wolke stärksten Parfüms von einem wie im Film schönen Weib um seine Nase schlägt.

Auch Alfred wandert durch diese Straßen, trinkt sogar in einem kleinen, halb im Kellergeschoß gelegenen Lokal ein Glas Roten, obwohl dieses den Sold einer halben Woche kostet, und lässt sich von einer um Feuer bitten, die ihn einlädt – für 4000 Dinar. Ein Wiener Eisenbahner sitzt daneben und belehrt ihn: »Weißt, die ist aus dem Soldatenpuff. Da hat sie ihre dreißig heut schon absolviert, – aber davon kann sie nicht leben, denn dort darf sie nur fünfzig verlangen. Davon muss sie noch die Hälfte der Wehrmacht abliefern. Ein Brot aber, ein kleines nur, kostet 600 Dinar. Da sucht sie also abends noch einen – für die ganze Nacht.« Draußen ziehen bewachte Zivilisten vorbei in langer Kolonne. »Arbeiten«, sagt der serbische Kellner, »Deutschland – Rüstung!« Frauen sind dabei, halbe Kinder, Arbeiter, Bauern. Die Gendarmen umkreisen sie wie Herdenhunde. Der Zug entfernt sich dem Bahnhof zu. Es wird rasch dunkel.

Alfred tappt in finsterner Nacht zu einem Kino. Das Gewehr zwischen den Knien, sieht er die Wochenschau. Die tüchtigsten Arbeiter, die besten Waffen, die tapfersten Krieger, die glänzendsten Siege.

Lauter Superlative für Deutschland! Dann der Hauptfilm: Der fleißige, allzu arbeitsame Generaldirektor, der in seiner Befangenheit die Liebe seiner tüchtigen Sekretärin nicht bemerkt, die solange aufopfernd alles für ihn tut, bis er von einem Freund aufmerksam gemacht, usw. ...

Wie traurig, denkt Alfred Kroneck, dass Millionen Menschen täglich in tausenden Kinos mit solchem Kohl gefüttert werden!

Ja, damit alle diesen Dreck der Ufa fressen müssen, damit alle Solinger Taschenfeitel und Würzburger Klosettpapier, das so berühmte Bullrichsalz und Bayers Aspirin kaufen, dafür muss ich mit meiner Flinte hier in Belgrad sitzen. Eine matte Verzagtheit kommt über ihn, da er durch die lichtlosen Straßen zur Frontleitstelle zurückstolpert.

Dort gibt er sein Soldbuch ab und empfängt dafür eine schmutzige, zerrissene Decke, die er mit größtem Misstrauen betrachtet. Angekleidet wirft er sich auf eine der zweistöckigen Holzpritschen. Die Schuhe nimmt er aus Angst vor Diebstahl mit unter die Decke und befestigt sie an seinen Hosenträgern. Nach dem dritten Atemzug schläft er tief und traumlos.

Plötzlich gellen schreckliche Pfiffe durch die dunklen Räume. Rufe »Alarm, Alarm!« Schreie. »Antreten.« Gebrüll. »Waffen fassen! Handgranaten!« Ziemlich träge, mit dumpfem Gefluche stolpern aus allen Stockwerken die Leute die dunklen Stiegen hinunter. Drunten empfangen sie Offiziere, schreien sie an, teilen sie ein, geben ihnen Befehle, geben ihnen Gegenbefehle. Stumm erträgt die Masse alles ohne Teilnahme. Nach einer Stunde endlich stehen einige Marschkompanien in der mond hellen, schweigenden Nacht. Man friert, man schläft im Stehen. Niemand fragt, was los ist.

Es vergeht eine zweite, eine dritte Stunde. Einzelne stehlen sich aus den Reihen und verschwinden. Es werden immer mehr. Man wartet. Die Offiziere sind fast alle weg, nur die Feldwebel sind noch da. Manchmal glaubt man in der Ferne Schießen zu hören. »Verfluchte Partisanen«, knurrt einer und schläft stehend weiter. Es wird unerträglich kalt. Endlich, gegen Morgen, werden die Handgranaten abgesammelt und man kann noch eine Stunde schlafen. Dann geht es zum Zug und nach Süden, ins serbische Land hinein.

In den Gärten Vrnjačka Banjas blühen, jetzt im November, die letzten Rosen. Rotgelb und halb geöffnet, von herbstlich gebräunten Blättern umgeben, lehnen sie sich schwach an die schmutzigen Glaskugeln, die giftig blau und silbern in der späten, lächelnden Sonne glänzen. Wäsche hängt zum Trocknen zwischen den Birn- und Zwetschkenbäumen, die die Villa »Mostar« umstehen. Von leichten Luftstößen erfasst quirlen die gelben Blätter zu Boden und bilden einen bunten, weichen Teppich, den farbfrohen, herrlich gemusterten Läufern und Woldecken gleich, die man hier in allen Zimmern sieht. Flink schwarzborstige Schweinchen spielen vor dem Eingang und ihr helles Quieken lässt den blonden Soldaten lächelnd von dem Buch aufschauen, das er, an eine Säule der Pforte gelehnt, gelesen hat. Auf einem kleinen Feldtisch neben ihm steht ein Telefon, ein Becher, eine Flasche mit Schwarzem, ein Stanitzel mit dunkelblauen Trauben, in das er ab und zu greift, um ein paar Beeren in den Mund zu schieben. Dieser Mund ist mädchenhaft zart, aber ganz leicht, wie schmollend verzogen von einer roten, harten Narbe auf der linken Wange. Ein golden glänzender Flaum liegt auf der Oberlippe, die Nase ist eigensinnig, die Augen leuchten wie der milde österreichische Himmel unter dichten Brauen, die fast zusammenwachsen und darüber steigt eine junge, frohe, freie und kühne Stirn zu dem welligen Land der goldenen, stellenweise wie von dunklen Schatten bewegten Locken auf.

»Bin ich hier richtig – Villa Mostar?«, fragt ihn Alfred Kroneck, »man hat mich hier ins Quartier gewiesen.«

»Ja, ja«, antwortet der Soldat, der hier Schließerposten macht, »bist du ein Neuer?«

»Ja, ich bin zu euch versetzt!«

»Aus Frankfurt?«

»Nein, nicht vom Ersatz aus Frankfurt, aus der Horchleitstelle im OKH direkt.«

»Oho«, sagte der Posten, »interessant! Da hast du bestimmt hohe Protektion gehabt, dass du dort hast Dienst machen können!«

»Oje«, lacht Alfred Kroneck, denn der da gefällt ihm sofort. »Von wegen Protektion – wäre ich da jetzt hier? Bin ja kein Freiwilliger!«

»Ach so«, lacht der Posten zurück. »Also, geh rauf! Im ersten Stock ist noch ein Bett frei. Übrigens, ich heiße Gerhard Schmiel.«

»Alfred Kroneck aus Wien.«

»Da sind wir Landsleut, Servus!«

»Servus – auf später.«

»Ja, auf später.«

Alfred sucht das freie Bett und wirft den Rucksack und die Wäschesacke darauf. Er möchte gleich wieder hinunter gehen und sich mit dem jungen Burschen weiter unterhalten, um etwas über die Verhältnisse in dieser Einheit und in diesem Lande zu erfahren und die Bekanntschaft zu festigen. Seit Tagen, vom Augenblick der Abreise in Wien an, da der kurze Urlaub zu Ende ging, hat er kaum mehr mit jemand gesprochen und dieses tagelange Schweigen bedrückt ihn wie eine innere Stauung. Dazu kommt das Gefühl der Fremde, der neuen Umgebung. Wie gut ist es, wenn man jemand hat, der einem hilft, sich zurechtzufinden. Er wäscht sich rasch, wechselt das von der Fahrt verschwitzte Hemd, isst ein Stück Käse und steigt dann wieder die hölzerne Stiege hinunter. Wie enttäuscht ist er aber, als er bei dem Posten einen großen, feisten Wachtmeister, einen Kerl vom reinsten Typus des bayrischen Wastls mit dem langweiligsten Biergesicht der Welt, stehen sieht.

Die beiden reden, wie Alfred sofort merkt, über das Buch, das Gerhard in der Hand hält. Der Bursch versucht dem Wachtmeister und mehr noch sich selbst klar zu machen, was ihm an dieser Schilderung von Ausgrabungen und Funden im alten Troja, in Babylon und Ninive, in Isfahan und Samarkand so interessant erscheint. Es sind eigentlich nicht die alten Tonkrüge, die Ziegelreste, die Mosaiken der Fußböden, die ihn dazu trieben, das Buch in der Frontbuchhandlung zu kaufen. Es ist so etwas wie ein dunkler Drang in ihm, einen großen Blick in die Geschichte zu machen, über Jahrtausende hinwegzusehen wie von einem hohen Berg in weite, ferne Ebenen. ... Er erlebt jetzt Geschichte so nah, so unmittelbar, kann sie nicht begreifen. Daher möchte er sie weit von sich halten, prüfend, unbeteiligt, und den Kaiserpalast von Persepolis neben der Neuen Reichskanzlei sehen. Der andere begreift nicht, was sich da dunkel drängt in des Jungen Kopf.

Ihm ist alles einfach. Früher, natürlich, da war alles schwach und faul! Aber jetzt! Er redet von der Unvergänglichkeit der Rasse, von der Ewigkeit der Nation, von der stählenden Kraft des Krieges. Warum er an dieser Ewigkeit so interessiert sei, fragt ihn vorsichtig der junge Soldat. Weil – weil – ja, weil er bis 1935 beschäftigungslos gewesen sei, nachdem man ihn, den Sohn eines kleinen verschuldeten Greißlers, wegen ungenügender Leistungen und dummer Streiche aus dem Gymnasium gejagt hatte, bis ihn dann die deutsche Wehrmacht aufnahm und ihm nach einer kurzen anstrengenden Zeit der Ausbildung ein schönes Leben bot. Er sei doch jetzt »schon Wachtmeister!«

Alfred ging an den beiden vorbei und schlenderte durch den Ort. Vrnjačka Banja mit seinen Villen, Pensionen, Hotels und Gärten ist der schönste Ort Mittelserbiens. Eine heiße Schwefelquelle und ein guter Sauerbrunnen machen ihn zum Kurort. Von der Morava fast eine Wegstunde entfernt, schmiegt er sich an die rebenbewachsenen Hänge, die gegen Süden in hohe, dicht bewaldete Berge übergehen, Ein frischer Gebirgsbach kühlt den Ort, dichte Alleen schützen die Promenierenden vor der Sonne. Es ist eine Freude, hier zu leben, gibt es doch sogar eine Buchhandlung mit französischen Romanen, ein Kino, gute Friseure, ein ausgezeichnetes kleines Restaurant, das Bad, das ganz moderne Heilbad mit seinem starken Schwefelwasser, das das Herz angreift, wenn man sich zu lang in seiner Wärme aufhält.

Hier ist der Stab der zweiten Panzerarmee, die im Sommer 1943 im Orel-Frontbogen in Russland schwer geschlagen und von dort abgezogen wurde, um auf dem Balkan nach der Kapitulation der Italiener die deutsche Position zu festigen. Hier sitzt General Rendulic, der nun berufen ist, die deutsche Herrschaft über den Balkan endgültig zu stabilisieren und dazu den Widerstand der Völker dieses Raumes schonungslos zu brechen. Es stehen ihm zu diesem Zwecke zahlreiche neue Elitedivisionen zur Verfügung, so die 1. Gebirgsdivision, die berühmte SS-Division »Prinz Eugen«, Fallschirmjägerabteilungen, eine Polizeidivision und viele andere. Dazu kommen bulgarische Truppen in großer Stärke, Kosaken Wlassows, einheimische Faschisten, sogenannte Ljotić-Leute und Schutzkorps des serbischen Quislings Nedić. Ihnen allen soll es endlich gelingen, mit dem Widerstand in

Montenegro, in der Herzegowina und in Bosnien fertig zu werden, die Partisanen dort zu vernichten, den Brand des antifaschistischen Volkskrieges auszutreten. In Serbien selbst soll die Bildung größerer Partisanenabteilungen, vor allem mit Hilfe der Tschetniks des Obersten Draža Mihailović, des Kriegsministers der königlich jugoslawischen Emigrantenregierung in London, der in diesen Tagen bereits mehr oder weniger offen sichtbar als Verbündeter der Deutschen gegen sein eigenes Volk auftritt, verhindert werden. So ist die Lage in Serbien am Ende dieses Jahres 1943.

In den nächsten Tagen lernt Alfred Kroneck nach und nach die Leute der Kompanie kennen. Da ist vor allem das stinkfaule, meist für zwölfjährige Dienstzeit verpflichtete Unteroffizierskorps, die Dolmetscher für alle Balkansprachen, sowie für Russisch und Englisch, die Landkartenzeichner, die mathematisch besonders geschulten Entschlüssler und die große Gruppe der Horchfunker und Peiler. Mehr als die Hälfte der Kompanie besteht aus studierten Leuten, die anderen sind Chauffeure, Feinmechaniker, Radiospezialisten usw.

Alfred sitzt nun täglich acht Stunden in einem Saal mit vielen Radiogeräten, einen Kopfhörer auf den Ohren, aus dem ein ununterbrochenes Krachen und Kreischen, ein wildes Chaos von Geräuschen tönt und lernt von einem bereits geübten Kameraden gewisse bekannte Wellenlängen nach dem Funkverkehr der Tito-Partisanen abzusuchen.

Man sagt ihm die Kennzeichen, da im Äther ja alles wirr durcheinander schwirrt. Es sind minutenlanges Rufen mit einem Rufzeichen, zum Beispiel »fma« in der Morsesprache so »..-.- -.-.« dann die Betriebszeichen »qsa?« = »wie hören Sie mich?«, »qtr« = »ich habe einen Spruch, eine Mitteilung für Sie« usw. Dann nimmt man diesen Spruch mit auf. Er besteht immer aus Gruppen von Zahlen, die sich unter den Händen der Entzifferer in militärische Meldungen verwandeln:

»Die Lage der Ersten Proletarischen Division ist unverändert.«

»Überqueren Sie morgen die Straße bei ..., nehmen Sie die Verwundeten mit!«

»Beginnen Sie Ihren Angriff in Richtung auf ... beim Morgenrauen!«

LOUIS MAHRER, geb. 1917. Studium der Germanistik und Französisch an der Universität Wien. 1940-1945 Kriegsdienst als Funker, 1945–1947 Lehrer an der Handelsakademie in Wien I. ab 1947 Lehrer an der HTL in Krems bis zu seinem Tod 1977. Aktivitäten im Rahmen der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft.

ROBERT STREIBEL, geb. 1959, Direktor der VHS Hietzing, Historiker und Gedenkarbeiter. Realisierung verschiedener Gedenkaktionen in NÖ und Wien, Publikationen zu Krems in der NS-Zeit, Widerstand, Exil und Eugenie Schwarzwald. Zuletzt erschienen: »April in Stein« (Residenz Verlag), ein Roman über das Massaker im Zuchthaus Stein am 6. April 1945. Mitarbeit am Band »Mahnmal Friedenskreuz St. Lorenz. Über die Verwicklung Wachauer Bürger im Partisanenkrieg im Zweiten Weltkrieg« (Studienverlag), »Bürokratie & Beletage. Ein Ringstraßenpalais zwischen ›Arisierung‹ und spätem Recht« (Mandelbaum Verlag)

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien